



Leseprobe aus:

**Pia Frankenberg**

**Die Kellner**

Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

**H e u t e** ist mein sechsunddreißigster Geburtstag, und ich bin zum dritten Mal von einem Kellner geschieden worden. Ich feiere beides bei einem Mittagessen im Restaurant des besten Hotels der Stadt. Die Qualität der gepflegten Kochkunst ist mir dabei ziemlich gleichgültig, mich interessiert die souveräne, stets von leichtem Spott umwehte Gelassenheit der Kellner. Das lenkt mich wenigstens zeitweise vom Älterwerden ab.

Sechsunddreißig ist ein beschissenes Alter. Man merkt, dass man nichts geschafft hat im Leben, und beginnt an den Tod zu denken. Im Augenblick kreisen meine Gedanken darum, wie ich es später möglichst nett haben könnte, so etwa, wenn ich die Sechzig erreicht habe. Ich stelle mir vor, wie ich mit meinen Freunden ein Herrenhaus an der Südküste Englands bewohne: Jeder macht so seinen Kram, während ich mich vormittags im weitläufigen Park ergehe und nach dem Nachmittagstee ein wenig mit dem Gartengerät in den Rosenbeeten herumkratze. Abends spielen wir dann, wohligh vom Kaminfeuer durchglüht, in der großen Eingangshalle Karten. Wahrscheinlich Doppelkopf oder Poker, irgendwas, wobei man ein bisschen betrügen kann. Dazu trinke ich ab sechs Uhr nachmittags in regelmäßigen Abständen Gin Tonics und entwickle auf diese Weise rechtzeitig den Grad der Trunkenheit, der mich gegen Mitternacht in entspannter Gleichgültigkeit und Schlafbereitschaft in meine Daunenberge sinken lässt. Obwohl meine Vorstellungen vom Lebensabend also eher feudaler Natur sind und meine Phantasie Rheuma und andere geriatrische Plagen keineswegs ausspart, spielt Dienstpersonal darin keine Rolle. Wir schaffen es allein.

Doch bevor ich mich anstrenge, mir über die Gründe für diesen vorweggenommenen Verzicht Gedanken zu machen, sind andere Probleme zu lösen. Ich bin auf dem Nullpunkt; ich habe nichts Nennenswertes gelernt, übe keinen richtigen Beruf aus – sicher, ich komme zurecht, auch materiell, meine Unzulänglichkeit fällt im Grunde nicht weiter auf. Ich mache dies und das, meine Interessen, sofern ich welche habe, schwanken ständig. Ich kann mich nicht entscheiden. Es gibt zu viele Möglichkeiten, sein Leben zu verbringen. Ich habe einfach keine Ahnung, wie ich die verbleibende Zeit bis zu meinem sechzigsten Lebensjahr überbrücken soll.

Im Übrigen beschäftigt mich seit längerem die Frage, wie vieler gescheiterter Ehen zwischen mir und einem jener wunderbaren, Dienst leistenden Wesen es noch bedarf, um befreit zu werden, befreit von der Sehnsucht nach dem Anblick ihrer tänzerischen Eleganz, ihrer zuvorkommenden Fürsorge und ihrer Bereitschaft, sich von mir quälen zu lassen.

Am Nebentisch beobachtet mich ein Kind, das angesichts einer längeren Zeit des Festgenageltseins im Kreis seiner Eltern und einer Menge anderer Erwachsener für die Dauer der noch vor ihm liegenden Mahlzeit ein Opfer sucht. Das Kind ist ein Junge und etwa sechs Jahre alt. Ich selbst habe keine Kinder, und ich kann nicht behaupten, dass ich es jemals bedauert hätte. Aber ich kann ihr Alter schätzen, oft besser als Leute, die damit mehr Erfahrung haben. So wie ich mir auch Telefonnummern merken kann, obwohl ich es hasse, zu telefonieren. Seltsamerweise kann ich all die Dinge am besten, für die ich keine Verwendung habe; meine Talente beschränken sich auf ein paar vollkommen sinnlose Fähigkeiten, die mir noch in keiner irgendwie heiklen Lage nützlich waren und es vermutlich auch nie sein werden.

Das Kind sieht mich böse an. Es ist kein sehr sympathisches Kind, nicht nur, weil es mich offenkundig nicht leiden kann,

sondern aufgrund seiner ganzen Erscheinung. Es hat einen runden Kopf mit zu wenigen blonden Haaren, die dazu noch in einen modischen Haarschnitt gezwungen sind, alle gleich lang und glatt und in messerscharf gerader Linie geschnitten. Seine Augen sind blau, seine Backen zu dick und zu rot. Die Augen verschwinden in kleinen Fettpolstern, der Mund hat volle Lippen, die aber zu klein geraten sind, sodass er wie ein verbissenes Kussmündchen wirkt. Der Junge trägt ein Jackett und ein Hemd wie ein Erwachsener und sieht unzufrieden aus. Rastlos rutscht er auf seinem Sitz herum, seine Füße schlagen unter dem Tisch gegen den Rahmen seines Stuhles, er nörgelt, weil er eine Cola haben möchte, aber nicht die ungeteilte Aufmerksamkeit seiner Mutter genießt. Er erinnert mich an etwas, aber ich komme nicht darauf, wer oder was es sein könnte. Nach einer Weile merke ich, wie es ihn irritiert, dass ich ihn ansehe. Er schickt Grimassen zu mir herüber, schmiegt sich ostentativ an die Seite seiner Mutter, und endlich traut er sich, mir die Zunge herauszustrecken. Als seine Cola schließlich von einem der hübschen Kellnerlehrlinge gebracht wird und der Junge sie mit einer hochmütig-verächtlichen Geste in Empfang nimmt, da weiß ich plötzlich, was ich an ihm wieder erkenne: Er sieht aus wie ein zu kurz geratener Erwachsener, einer der Typen, die es geschafft haben, die etwas geworden sind, ohne jemals Mamis Schoß, die Protektion der Familie, oder auch nur ihre Gesellschaftsklasse, verlassen zu haben. Er sieht jetzt schon so aus, wie er in zwanzig Jahren sein wird.

Ich habe plötzlich den dringenden Wunsch zu gehen. Während ich den Kreditkartenzettel unterschreibe – das Trinkgeld lege ich aus Gewohnheit in bar auf den Teller mit der Rechnung, ich möchte sicher sein, dass es den Adressaten auch erreicht –, sehe ich verstohlen zum Nebentisch hinüber. Ich weiß nicht warum, aber dieser Junge macht mir Angst. Vielleicht tue ich ihm Unrecht. Was, wenn er seine vorgezeichnete Biographie

nicht antreten will? Seine Mutter eines Tages anschreit und seinen Vater in die Eier tritt? Ich sehe ihn an, und ich weiß, dass er es nie tun wird. So wie auch ich es nicht getan habe.

Zum Abschied strecke ich ihm die Zunge raus. Eine überflüssige und kindische Geste, meiner nicht würdig. Ich registriere das verstohlene Grinsen des Kellners. Die Mutter des reizenden Blondschoopfs guckt mich entgeistert an. Noch im Auto freue ich mich über ihr fassungsloses Gesicht.

Meinem ersten Kellner begegnete ich in Köln. Ich bin in dieser Stadt geboren, von dort stammt meine gesamte Familie. Meine kölsche Ahnenreihe reicht so weit zurück, dass ihre Mitglieder im Zweifelsfall noch am Limes mitgebaut haben. Mit Ausnahme der Vorfahren meines Großvaters mütterlicherseits. Der war ein in Köln gestrandeter Preuße und ein Tunichtgut und starb folgerichtig zu früh, an den Folgen eines – zu seinen Gunsten – nicht näher aufgeklärten Autounfalls. Meine Mutter pflegt eine Art Heldenverehrung für ihren Vater; obwohl sie bei seinem Tod ein durch und durch kölsches, siebzehnjähriges Mädchen ist, hätschelt sie starrsinnig einige seiner schneidigen preußischen Eigenschaften, die von dem bodenständigen Bergarbeitertochterwesen ihrer Mutter so angenehm weltläufig abstechen. Doch die ihr heilige väterliche Mischung aus Reichshauptstadt, Schmissen und Offiziersmesse wird bei der Heirat meiner Eltern von der zahlenmäßig überlegenen kölschen Ureinwohnerfamilie meines Vaters absorbiert und in die trägen Wellen des Rheins ausgeschieden. Womit sie für mein zukünftiges Leben so gut wie keine Rolle mehr spielt.

Hingegen sehe ich mich im Alter von drei Jahren mit meinen Großeltern väterlicherseits, Max und Mathilde Goldmann, meiner Tante Agnes, meinem Onkel Henry und meinem Vater im Kölner Hotel «Excelsior» im ersten Stock an einem Fenster stehen, Blick auf den Dom und den Hauptbahnhof, unten zieht

der Rosenmontagszug vorbei, es herrscht ein Höllenlärm, Musik, Karnevalslieder; die Leute unten, die an den Straßen für de Zoch Spalier stehen, schreien, singen und schunkeln, und wir im ersten Stock singen, schreien und schunkeln auch. Wir brüllen nach Strüssje und Kamellen, und von den Prunkwagen unten werden kleine Blumensträußchen und Pralinenschachteln und 47II-Fläschchen zu uns nach oben geschleudert, während sich die Massen unten auf der Straße um ordinäre Karamellbonbons balgen. Tante Agnes beugt sich so halsbrecherisch weit aus dem Fenster, dass sie fast hinunterstürzt, Omi Mathilde schreit, Onkel Henry, mein Vater und Opi Max lachen über de Wiewer, die de Haals widder nit voll krieje könne, Tante Agnes schreit und lacht auch, und dann bestellt Max noch mehr Champagner.

Alle sind verkleidet: Opi Max als Neger, mein Vater als Clown, Onkel Henry als Matrose. Omi Mathilde und Tante Agnes haben sich für Charleston-Kostüme entschieden, dankbar für die Gelegenheit, ihre reichlich vorhandenen Schmuckstücke, insbesondere die meterlangen Perlenketten, auf diese Weise zur Geltung bringen zu können.

Ich bin entweder Funkemariechen oder Prinzessin. All die Jahre, die noch folgen sollen, bin ich entweder das eine oder das andere. Nur einmal gibt es eine Ausnahme, da gehe ich schon zur Schule, und meine beste Freundin und ich bestehen unerbittlich auf Max und Moritz.

Wir haben im «Excelsior» zwei Doppelzimmer mit Verbindungstür gemietet. In einem der beiden Räume befindet sich ein runder, mit einem langen weißen Tischtuch bedeckter Tisch, darauf eine Platte mit Canapés, daneben ein Beistellwagen, auf dem wiederum eine Menge Gläser, zwei Sektkübel und mehrere leere Flaschen stehen. Als der Etagenkellner mit dem bestellten Champagner klopft, herrscht drinnen bei uns bereits ein fortgeschrittenes Maß an bürgerlicher Ausgelassenheit. Der Mann wirkt angestrengt, die Gäste in den anderen Zimmern

unseres Stockwerks halten ihn auf Trab, auch bei unseren Nachbarn knallen die Korke. Die reichen Kölner gehen nicht zum Zugucken auf die Straße, sie hängen wie wir in kreisbunten Knäueln aus den Fenstern der Logenplätze des Hotels und scheuchen das Personal.

Der Kellner, ein stämmiger Mann um die fünfzig, trägt einen Smoking, piekfein, kein Stäubchen, nur sein bäuerlich-breites Gesicht ist gerötet, und er atmet schwer. Er öffnet den Champagner. «Darw isch den Herrschafften einschenken?»

Mein Vater nimmt ihm die Flasche schwungvoll ab. Tante Agnes, eben noch in wilder Konkurrenz zu den Gästen am Nachbarfenster, wendet ihre Aufmerksamkeit der neuen Attraktion zu.

«Wer soll dat bezahlen, wer hät so vill Jeld, wer hät so vill Pinke-Pinke, wer hät dat bestellt?», tiriliert sie dem Kellner euphorisch entgegen.

Der weiß es auch nicht, lächelt und schunkelt ein bisschen, andeutungsweise. Er gibt sein Bestes für sie. Onkel Henry – Spieler, Trinker, verhinderter Frauenheld und schlechter Geschäftsmann – legt einen Arm um ihn, presst ihn strahlend an seine Brust und hält ihm aufmunternd ein Glas hin. «Komm, leeve Jung, drink ens jet ...»

Ich bin gespannt. Erwartungsvoll. Was wird geschehen? Wird er einfach nein sagen? Annehmen? Protestieren? Er verzieht keine Miene. Ich sehe ihn an und frage mich, was er gerade denkt. Ich frage mich auch, ob er wohl weiß, dass mein Opi Max, klein und fast glatzköpfig, der jetzt mit leuchtenden Augen mit meiner stattlichen Omi Mathilde schunkelt und Karnevalslieder singt, sonst ein schweigsamer, in sich gekehrter Mann ist, der kaum isst und selten lacht. Dass mein Vater, wenn er morgens ins Büro geht, gut geschnittene Anzüge und immer einen passenden Hut trägt und dass Tante Agnes eine sehr elegante, sehr vornehme Frau ist, mit ganz bestimmten Ansichten darüber,

was man darf und was man nicht darf – und ihren Mann streng behandelt. Eine Aura von Undurchdringlichkeit umgibt den Kellner, und ich weiß nicht, wer mir in diesem Augenblick, an diesem Ort fremder erscheint: meine wild kostümierte Familie oder der Mann in seiner korrekten Arbeitskleidung.

Während ich noch versuche, seine Gedanken zu lesen, hat Opi Max schon einen großen Geldschein aus der Brieftasche gezückt und ihn dem Kellner, Henry sanft beiseite drängend, mit einer seltsam verstohlenen Geste gereicht. Der Kellner kommt ihm mit seiner Hand auf ebenso heimliche Weise entgegen, den Handrücken nach oben und mit seinen Fingern eine Höhlung bildend, in welche Opi Max ihm die Banknote nun von unten hineinschiebt, als handele es sich um Diebesgut. Opi Max ist plötzlich ganz ernst und der Kellner auch, er reagiert mit einem kurzen Kopfnicken, schließt die Hand in der komischen Pfötchenhaltung um den leise knisternden Schein und tritt den Rückzug an, als dürfe er nach diesem Tausch auf keinen Fall länger zögern. Gekonnt manövriert er seinen Servierwagen hinaus auf den Flur und ist verschwunden. Ich bleibe zurück und fühle mich, als wäre ich bei etwas sehr Verbotenem, ein bisschen Schmutzigem, aber irgendwie Interessantem dabei gewesen. Ich beobachte, wie es Opi Max sichtlich schwer fällt, aus seiner pflichtbewussten Ich-bin-nur-der-Gast-aber-du-bist-der-Kellner-Unterwerfungspose auf das brokatbezogene Sofa und in die Arme meiner weniger an diesen gesellschaftlichen Feinheiten interessierten Omi Mathilde zurückzufinden.

«Wer soll dat bezahlen, wer hät so vill Jeld ...» Glücklicherweise jauchzt sie ihn an und drückt dabei seinen schwarz geschminkten, fast haarlosen kleinen Schädel an ihren wogenden Busen.

Er natürlich, so viel ist mir klar. Opi Max ist der Mann, der ständig Geldscheine in Pfötchenhände schiebt. Für mich ist diese Geste unlösbar mit ihm verbunden. Er schiebt, und der andere zieht seine geschlossene Hand schamhaft zurück.